Der Volksfreund

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags.
Zu beziehen durch die Verlagsabteilung
des Deutschen Vereins, Lodz, Evangelische Str. 5.

Bezugspreis vierteljährlich 3 Mk.
einschließlich der Postgebühr.
Anzeigenpreis: 50 Pf. die viergespaltene Kleinzeile.

Nr. 7. Sonntag, den 2. Februar 1919. 1. Jahrgang.

Dein Wille, Herr, geschehe!
Verdunkelt schweigt das Land,
im Zug der Wetter sehe
ich schauernd deine Hand.
O mit uns Sündern gehe
erbarmend ins Gericht!
Ich beug im tiefsten Wehe
zum Staub mein Angesicht,
dein Wille, Herr, geschehe!

Jos. Freiherr v. Eichendorff.

Wider die Heuchelei.

„Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz; prüfe mich und erfahre wie ich es meine.“ Psalm 139, 23.

Ist nicht das ganze Leben vieler Menschen nichts anderes als ein Mummenschanz? Wieso? Nun, sie stellen etwas anderes vor, als sie wirklich sind. Der eine ist äußerlich lauter Wohlwollen und Freundlichkeit; er will gute Freunde und Gönner gewinnen, die ihm forthelfen; innerlich aber ist er Gift und Galle. Ein anderer scheint die Ehrlichkeit in der eigensten Person zu sein; er will als Geschäftsmann in den Sattel kommen, nachher kann seine Gewinngier sich austoben. Wieder ein anderer ist lauter einschmeichelnde Verehrung seinen Vorgesetzten gegenüber, und doch verachtet er sie von Herzen als Dummköpfe. Ja, es gibt Leute, für die die Sprache nur dazu geschaffen zu sein scheint, die Gedanken zu verbergen.

Als Kind hörte ich einmal das Urteil über einen Mann: „Alles, was er betet, ist gelogen.“ Ich grübelte und sann über das Wort nach. Es schien meinem Knabenverstand unmöglich. Sollte es Leute geben, die sich sogar an Gott wagen, der doch alle unsere Gedanken von Ferne versteht, mit Verstellung im Herzen und Trug auf den Lippen! — Allein heute, wo ich das Menschenherz besser kenne, ist es mir nur allzu begreiflich. Wie viele Christenmenschen kreuzen unsere Straße, die den Schein gottseligen Wesens haben, allein seine Kraft verleugnen! Wie manche Liebesgabe, wie manches Händefalten, wie mancher Kirchgang, wie mancher Abendmahlsgenuß ist nur ein Ausfluß religiöser Schauspielerei, die den Ruhm der Frömmigkeit erstrebt.

Ist es euch nun noch nicht aufgefallen, wie der milde Heiland so streng mit den Heuchlern verfährt? Nirgends hat er zu Zöllnern und Sündern so geredet wie zu Pharisäern: Wölfe in Schafkleidern, übertünchte Gräber voller Totengebeine nennt er die Heuchler. Das 23. Kapitel bei Matthäus ist ein einziger Weheruf über sie.

Mein Herz ist immer etwas bedrückt, wenn ich diese flammende Rede Jesu lese. Ich weiß, wie auch ich zur Heuchelei geneigt bin, denn ich bin ein unvollkommener Mensch und habe als solcher stets das unbewußte Streben, vor Gott und Menschen besser zu scheinen, als ich in Wirklichkeit bin. Nur wenn ich voller Aufrichtigkeit mich Gott übergebe, nur wenn ich mit ganzem Ernst vor seinen Augen wandle, kann dieses Streben keine Macht über mich gewinnen.

Alle Heuchelei ist Torheit; denn „es ist ja nichts so fein gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen“. Und wer auf Erden unerkannt bliebe, der Tod zerreißt das Lügengewebe. Allen Heuchlern wird der Tod zum traurigen Aschermittwoch, der der Fastnachtsmaskerade ihres Lebens ein Ende bereitet. Dann heißt's: Ausgezogen das schöne, stolze Gewand, die glänzende Tugendrolle ist zu Ende gespielt! Der König erweist sich als Bettler; unter dem Tugendpurpur kommen die Lumpen zum Vorschein. Wehe, wehe!

Darum wollen wir beizeiten uns in das Licht Gottes stellen mit unseren Gedanken, Worten und Werken. Unser tägliches Gebet soll sein: „Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz; prüfe mich und erfahre, wie ich es meine.“

E. G.

Wir bitten **die auswärtigen Bezieher unseres Wochenblattes** und alle übrigen Geschäftsfreunde, Geldbeträge für den „Volksfreund“, für die Verlagsabteilung und Geschäftsstelle des Deutschen Vereins von nun ab unter folgender Adresse zu senden:

Do Banku spółek niemieckich w Łodzi
ul. Piotrkowska 100
dla Stowarzyszenia Niemieckiego.

Gleichzeitig ersuchen wir die Bezieher des „Volksfreund“ das Bestellgeld für das erste Vierteljahr 1919 und soweit noch Rückstände vorhanden sind, auch diese baldmöglichst einzusenden, damit die Zusendung des Blattes keine Unterbrechung zu erfahren braucht.

Verlagsabteilung
des Deutschen Vereins.

Der Eselsfußtritt.

„ . . Nun soll sie wieder anfangen zu reden . . Schlicht und wahr wird sie reden, ohne Bitterkeit und ohne Gehässigkeit . .“.

So lautet eine Stelle in dem „Einleitungswort an die lieben Leser“ in der seit Beginn des Jahres 1919 wieder erscheinenden Wochenschrift „Unsere Kirche“. Aber der übrige Text des erwähnten Einleitungswortes sowohl als der eines zweiten Aufsatzes läßt verhältnismäßig wenig Schlichtes und Wahres, dafür aber umsomehr Bitterkeit und Gehässigkeit erkennen. Und zwar richtet sich diese nicht nur gegen die „Okkupanten“, die nun das Land verlassen haben, sondern gegen alle diejenigen Volks- und Glaubensgenossen, die während der letzten Jahre, aus jahrzehntelanger Gleichgültigkeit erwachend, sich zur Leistung gemeinsamer kultureller und wirtschaftlicher Arbeit zusammengeschlossen haben. Zum Beweis des bis jetzt Gesagten dienen folgende Stellen aus dem Einleitungswort:

„Nun sind die Fremden weg. Da sucht denn jeder sein Recht auf das Seine wieder geltend zu machen, den angerichteten Schaden, wie es eben geht, wieder gut zu machen und sich in seinem Heim wieder nach seiner eigenen Art einzurichten.“

„Auch die Redaktion „Unserer Kirche“ will an die Arbeit gehen und im Vertrauen auf den Herrn der Kirche das Zerstörte wieder aufzubauen suchen. Es ist die alte Redaktion, welche in den letzten Jahren von den Gewalthabern kalt gestellt worden war, weil sie sich nicht gegen ihr Gewissen in den Dienst der Fremden stellen konnte und ihr Blatt nicht zum Werkzeug leidenschaftlicher politischer und nationalistischer Umtriebe der Fremden herabwürdigen lassen wollte.“

„Wenn auch die förmliche Okkupationsgewalt sich zurückgezogen hat, so sind doch

viele ihrer Anhänger zurückgeblieben, welche weiter unermüdlich in ihrem Sinne gerade unter unseren evangelischen Brüdern wirken. Welch eine Verwirrung ist angerichtet worden, wieviel verkehrte Meinungen und Nachrichten werden verbreitet, wieviel Haß und Feindschaft wird gesät."

„Wir hoffen zuversichtlich, daß unsere Glaubensgenossen, die so lange Zeit nur einseitig beraten werden konnten und dem Einfluß einer fast wilden Agitation ausgesetzt waren, bald wieder ins Gleichgewicht kommen werden."

Herausgeber des Blattes ist jetzt Pastor Hadrian in Lodz. Glaubt er wirklich, daß unsere Landwirte in diesen letzten Jahren mehr aus dem Gleichgewicht gekommen sind als er selber? Glaubt er, daß unsere Landwirte kein gesundes Empfinden mehr dafür haben, daß in ein kirchliches Blatt solche Äußerungen nicht gehören, und vor allem, daß man solche Entgleisungen nicht mit dem Worte Gottes schließt? Unsere Kirche ist die Kirche Luthers, der dem deutschen Volke entstammte und diesem Volke treu blieb, dessen Beispiel folgend gewiß auch wir Ursache haben, unserer Art, Sitte und Sprache treu zu bleiben. Das Hadriansche Blatt nennt die Glaubensgenossen von jenseits der Grenze die „Fremden". Sie mögen politisch die Fremden sein für jeden von uns, der seine polnische Heimat liebt und der Regierung unseres Landes Treue entgegenbringt, in geistiger Hinsicht sind sie unsere Brüder, die in gleicher Sprache und Weise zu unserm Gotte beten wie wir. Pastor Hadrian spricht eben ganz als Politiker. Leider in einem kirchlichen Blatt!

In dem zweiten Aufsatz wird noch besonders hervorgehoben, daß sowohl die Zeitschrift „Unsere Kirche" wie auch das ev. Konsistorium in Warschau „okkupiert" waren. Für den, der seinerzeit in die Verhältnisse zwischen den reichsdeutschen weltlichen Würdenträgern unserer Kirche und einigen unserer Pastoren hineinblicken konnte, wirkt diese Hervorhebung überraschend. Man hört es noch in den Ohren, dieses „lieber Herr Assessor Firnhaber" und „hochverehrter Herr Graf", dieses „lieber Herr Amtsbruder", das Pfarrer Geißler galt, dem nun vorgeworfen wird, daß er sich durch den Deutschen Verein orientieren ließ. Es ist leicht, Abwesende herabzusetzen, männlicher und würdiger wäre es gewesen, damals, als die Zeitschrift „Unsere Kirche" und das Konsistorium „okkupiert" wurden, Protest einzulegen. Es kann ja sein, daß die Liebenswürdigkeit von damals Maske war, aber sollen aufrechte Streiter Gottes Masken tragen? Das Gebahren der Herren von heute erinnert an die Fabel von dem Esel, der vermeinte, dem toten Löwen einen nachträglichen Fußtritt versetzen zu müssen.

Von der Deutschen Volkspartei.

Die Wahlen sind vorüber! Die Ergebnisse liegen zur Zeit, als diese Zeilen geschrieben werden, nur aus den Städten Warschau und Lodz und den Landkreisen Lodz—Lask—Brzeziny vor. In Lodz hatte die Deutsche Volkspartei, um eine Einigung zu erzielen, zugunsten der Vereinigung Deutscher Wähler auf die Aufstellung eigener Kandidaten verzichtet. Leider wurde diese Einigkeit gestört. Die deutsche Liste erhielt hier 18130 Stimmen und damit einen Abgeordneten. Bei der starken deutschen Bevölkerung in Lodz ist dieser Ausgang sehr bedauerlich. Mit Leichtigkeit hätten die Deutschen zwei Sitze erringen können. Wird man nun endlich einsehen, daß von den vorhandenen zwei Richtungen nicht einfach eine übergangen, oder wie es dieses mal geschehen, gar beschimpft werden kann? Aber auch nach einer anderen Richtung ist das Ergebnis beherzigenswert! Die Liste 8 erhielt 18952 Stimmen, also nur 822 mehr als die deutsche, erhielt aber 2 Sitze. Man sieht daraus, daß es oft nur auf wenige Stimmen ankommen kann. Es ist deshalb nötig, daß bei späteren Wahlen auch der letzte Wähler seiner Wahlpflicht genügt.

Im Landkreise Lodz—Lask—Brzeziny wurde Herr Seminarlehrer Ludwig Wolff, der Kandidat der Deutschen Volkspartei, mit 17733 von 143118 abgegebenen Stimmen gewählt. In Pabianice stand die Liste der Deutschen Volkspartei, der Stimmenzahl nach, an zweiter Stelle. In Konstantynow erhielt sie von rund 3000 abgegebenen Stimmen, 783. Dabei wird berichtet, daß mindestens 400 deutsche Wähler nicht in die Wählerliste eingetragen waren und somit ihres Wahlrechts verlustig gingen. Ein ernste Mahnung für alle Wähler, bei kommenden Wahlen rechtzeitig die Listen nachzusehen! In Brzeziny erhielten wir von 3288 abgegebenen Stimmen leider nur 186. In Alexandrow wurden von 3324 Wählern 1439 deutsche Stimmen abgegeben. Leider wurde auch in diesem Wahlkreise versucht, die Deutschen zu zersplittern. Von Zgierz aus wurde noch im letzten Augenblick ein Evangelischer Volksverband gegründet, der berufen sein sollte, der Deutschen Volkspartei die Wähler abzutreiben. Anscheinend hat man die Aussichtslosigkeit dieses Vorgehens eingesehen, den man versuchte, allerdings vergeblich, die Liste zurückzuziehen. Abbruch hat diese Liste der Deutschen Volkspartei nicht viel getan, aber dieses Gebaren gewisser Herren hat doch manchem Evangelischen die Augen geöffnet. Es wird nun Aufgabe der Volkspartei sein, ihre Organisation auszubauen und ifber das ganze Land auszubreiten. Es muß möglich gemacht werden, daß in allen Wahlkreisen, wo nur einige Deutsche wohnen, deutsche Listen eingereicht und richtige Wahlarbeit geleistet wird.

Der in den Landtag gewählte Kandidat der Deutschen Volkspartei, Herr Ludwig Wolff, wurde am 3. Februar 1859 auf dem Lande bei Lowicz geboren, besuchte dann die Volksschule zu Karolew bei Lodz und trat im Jahre 1873 in das damalige Warschauer Lehrerseminar ein, das er im Jahre 1876 mit Auszeichnung absolvierte. Gleich darauf wurde er zum Lehrer der zweiklassigen deutschen Schule in Kalisch ernannt; im Jahre 1879 ging er als Lehrer und Kantor nach Opatuwek bei Kalisch und im Jahre 1883 in derselben Eigenschaft nach Turek. Schon nach einem Jahre wurde er von hier als Kantor und Oberlehrer der deutschen Schule nach Pabianice berufen, in welcher Stellung er bis Ende 1911 verblieb. Unterdessen hatte Herr Wolff nach russischen Gesetzen das Recht zur Pensionierung erworben, nahm also seinen Abschied und übernahm die Leitung der zweiklassigen deutschen Schule für Fabrikbeamte in Zyrardow, von wo er Weihnachten 1914 von den Russen ins Innere des Reiches verschickt wurde. Über 3¼ Jahre hat er in Mirgorod bei Poltawa zugebracht, wo er als Lehrer für Handelsrechnen und Handelsgeographie tätig war. Am 11. September vergangenen Jahres kehrte er nach Pabianice zurück, wo er die längste und schönste Zeit seines Lebens zugebracht hatte. Gegenwärtig ist Herr Wolff als Lehrer am Lodzer Lehrerseminar tätig und wohnt seit gestern in Lodz. Oberlehrer Wolff erfreut sich in deutschen Kreisen allgemeiner Beliebtheit und seine Wahl wird in diesen Kreisen freudig begrüßt werden.

Die Selbstverwaltung der Schule.

„Wir wollen unsere Schulen behalten und die Selbstverwaltung für sie, und wenn wir selbst für ein halbes Gehalt unserm Volke dienen!"

Es war ein tapferes Wort, das auf der letzten Tagung des Deutsch-evangelischen Landesschulverbandes zu Lodz ein Lehrer in die Versammlung warf. Es zündete bei Lehrern und Landwirten; das bewies der Beifallssturm, der darauf losbrach. Eine wahrhaft vornehme Auffassung von dem Lehrerberuf offenbarte sich in diesem schlichten und doch so stolzen Bekenntnis. Der Kulturwert eines Volkes erweist sich am deutlichsten in seinem Willen, für die Schule Opfer zu bringen. Und wo das Volk noch gesund ist bis in die Tiefen seiner sittlichen Weltanschauung, da werden Lehrer und Gemeinden sich im edlen Wettstreit zu überbieten suchen, für ihr Kleinod, die Schule, alles dranzusetzen, was in ihren Kräften steht. Auch an den Opfersinn der Lehrerschaft dürfen nicht zu hohe Anforderungen gestellt werden, denn wessen Seele erdrückt wird von der quälenden Sorge um die notdürftigste Existenz, der kann nicht frei schaffen und mit ganzer Hingabe des Herzens wirken, die gerade dieser heilige Beruf unbedingt fordert. Darum müssen auch die Schulerhalter, Staat und Gemeinde, ernstlich darauf bedacht sein, dem Lehrer menschenwürdige Daseinsbedingungen zu sichern und ihm dadurch die innere Freiheit zu retten, die doch die erste Vorbedingung ist für die Arbeit im Dienste der Zukunft, der Jugend.

Nun gibt es aber viele Leute, die sagen, der Staat allein habe die Verpflichtung, das Schulwesen auf der Höhe zu erhalten. Er allein habe auch die Macht dazu, die erforderlichen Geldmittel für diesen Zweck aufzubringen. Das ist ein recht bequemer Standpunkt. Gewiß soll zugegeben werden, daß dem Staate der Löwenanteil an Leistungen gebührt: er hat eine allgemeine Ordnung für das Schulwesen zu schaffen, er trägt dafür die Hauptverantwortung, daß in der Schule alles gelehrt und gelernt wird, was der künftige Staatsbürger braucht, um ein nützliches Glied der Gesellschaft zu werden; und dem Staate kommt es auch in erster Linie zu, das Geld bereitzustellen für die Besoldung der Lehrer, für die Schul-

bauten und für die Lehrmittel. Er wird aber gut daran tun, die Bestreitung wenigstens eines Teiles dieser Ausgaben den einzelnen bürgerlichen Gemeinschaften zu überlassen und sie dafür in anderer Beziehung einigermaßen zu entlasten. Denn was uns nichts kostet, was uns scheinbar ohne jegliche Mühe in den Schoß fällt, das wissen wir auch weniger zu schätzen als eine Sache, die wir uns täglich gewissermaßen erwerben müssen. Die Kinder, die im Überfluß und in schlapper Verweichlichung aufwachsen, werden später im Kampf ums Dasein nicht so leicht standhalten, als wenn sie schon im Elternhaus erfahren, daß das Leben jedes Einzelnen eine frühzeitige Straffung der Nerven und Muskeln erfordert. Darum tritt der Staat auch einen sehr wesentlichen Teil der politischen Verwaltung an die Stadt- und Landgemeinden ab und erzieht sie so zur Selbständigkeit, steigert zugleich ihr Gefühl für Verantwortung. In diesen Gemeinschaften weckt damit der Staat reiche Quellen der Kraft, die schließlich doch wieder nur der Gesamtheit, dem Staate selbst, zu gute kommt.

Wie sollte es anders sein im Schulwesen! Auch hier helfen in allen Staaten die politischen Gemeinden mit, und diese Arbeitsteilung ist überall dort die nächstliegende, wo es sich um eine Bevölkerung handelt, die auch eine sprachliche Einheit bildet. Sofort aber ergeben sich allerhand natürliche Reibungsflächen, wenn die Bürgerschaft der Stadt- oder Dorfgemeinde sprachlich gemischt ist. Belege für diese Erscheinung finden sich gerade in Polen die Hülle und Fülle. Ist da nicht eine reinliche Scheidung das beste Mittel, um Streit und Widerwärtigkeiten aller Art zu verhüten? Es ist ohne weiteres verständlich, wenn Polen oder Deutsche für ihre eigene Schule möglichst viel herausschlagen wollen; das an und für sich edle Motiv wird aber in der Praxis der Schulverwaltung leicht zum Keim des Zwistes, wenn nicht der Feindseligkeit. Darum lasse man jedes Volkstum seine Schulen selbst in treue Pflege nehmen, unbeschadet der staatlichen Oberaufsicht, die nur darüber zu wachen hat, daß in der Schule nichts vorgeht, was dem Ansehen des Staates abträglich wäre, und daß die Bildungsziele auch wirklich nach Menschenmöglichkeit erreicht werden. Im übrigen ist aber nicht abzusehen, warum die eigenen Volksgenossen — sie sind dazu auch durch ihren Bildungsgang vorzüglich berufen! — nicht mit dem Amte betraut werden sollen, auch ihrerseits den geregelten Gang des Unterrichts zu beobachten und in die rechten Wege zu leiten, ohne daß deshalb der staatliche Einfluß, in den Grenzen seiner berechtigten Zuständigkeit, ausgeschaltet zu werden braucht. Die Selbstbesteuerung als bindende Verpflichtung gehört selbstverständlich auch in den festumschriebenen Kreis solcher Selbstverwaltung.

Nach solchen Grundsätzen sind in Polen die beiden Landesschulverbände, der deutsch-evangelische und der deutsch-katholische, ins Leben gerufen worden. Ist es nicht ein schöner Gedanke, daß auf diese Weise die deutschsprachigen Bürger Polens Gelegenheit erhalten, durch die Tat zu beweisen, was sie — unter der väterlichen Obhut und Mithilfe des Staates — auf dem wichtigsten Kulturgebiet aus eigner Kraft vermögen? Grundfalsch ist die Behauptung, daß solche Selbstverwaltung im Rahmen einer an feste Satzung gebundenen Organisation einen „Staat im Staate" bedeute. Dann ist streng folgerichtig solcher Staat im Staate auch die Kirche, auch die politische Selbstverwaltung der Gemeinde, ja füglich auch jede wirtschaftliche Körperschaft, die der sozialen Selbsthilfe dient, sogar jeder Verein bis zum letzten Kegelklub! Der Staat, der alles und jedes selbst machen will, erhält seine Bürger nur im Zustand dauernder Unmündigkeit, er wäre demnach der denkbar schlechteste Erzieher. Denn was ist Erziehung anderes als Anleitung zur Selbständigkeit, — allerdings zu einer Selbständigkeit, die sich einer höheren Gesellschaftsordnung unterwirft und sich in diese einfügt. Und vollends heute, da die Verwirklichung des einen Gedankens alle Geister bewegt und angeblich ein neues Zeitalter heraufführen soll: das Selbstbestimmungsrecht der Völker! Dieser Gedanke muß und wird auch in Polen seine Heimstätte finden, auch wenn es wahr ist, daß den Deutschen hierzulande die Selbstverwaltung ihrer Schule genommen werden soll. Es ist aber für alle Fälle gut, daß die Deutschen selbst ihren Anspruch auf dies Recht nicht aufgegeben haben. Die letzte Tagung unseres Landesschulverbandes bedeutet so von vornherein eine klare Rechtsverwahrung, ein wertvolles Zeugnis für das gesunde Selbstvertrauen des Deutschtums in Polen!

Das Indianerboot.

(Fortsetzung.)

Warren und Benz waren der Ansicht, daß man hier die Fahrt abbrechen möge; denn die Stromschnelle werde in jedem Falle ein bleibendes Hindernis für einen regelmäßigen Bootsverkehr zwischen der neuen und der alten Ansiedlung bilden. Aber Kelling wollte davon nichts wissen, und meinte, daß frühere Einwanderer jedenfalls weit größere Hindernisse überwunden hätten. „Was tun die paar Felsen?" rief er aus. „Wenn wir soweit sind, dann sprengen wir sie auseinander. Wir haben bisher weder mit Menschen noch mit Tieren irgend welches Abenteuer bestanden. Die Leute in der Stadt werden uns auslachen, wenn wir so bald uns unsern Vorsatz haben leid werden lassen. Können wir unser Boot über diese Stromschnelle nicht rudern, so ziehen wir es eben hindurch. Oberhalb wird die Fahrt jedenfalls wieder normal werden."

Bei diesen Worten stieß er eine Meßstange in den Grund und wies den Kameraden nach, daß der Wasserstand kaum anderthalb Ellen betrug. Ein Stück weiter maß er wenig mehr als eine Elle, ein Zeichen, daß der Strom seichter wurde.

„Auf, Kameraden", fuhr er fort, „wir bringen das Fahrzeug ans Ufer und spannen uns davor. Es müßte seltsam zugehen, wenn wir die Arbeit nicht schaffen. Frisch gewagt ist halb gewonnen. Nur ein Feigling weicht zurück."

Bei diesen Worten holte er unter einer Bank ein langes aus Hirschhaut geflochtenes Seil hervor, das er am Bug festband. Dann entledigten sich alle drei ihrer Fußbekleidung und stiegen ins Wasser. Kelling hatte recht. So sehr auch die Wellen rauschten und schäumten, das Vorwärtskommen war nicht zu schwer. Eine große Steinplatte, welche den Fluß überragte, gab ihnen willkommenen Anhalt. Bald war das Boot bis zur Stromschnelle geschafft. Noch ein paar Minuten, und es war geborgen. Schon wollten die Leute triumphieren, daß das Werk geglückt sei, als ein scharfer Ton erklang und ein Teil des Lederseils sich aufrollte. Wahrscheinlich hatte es sich an einer scharfen Steinkante aufgerieben. Dadurch entstand eine dünnere Stelle. Mit Schrecken sah Kelling, was geschehen war.

„Warring, Bens," rief er aus, „haltet das Boot! Wehe uns, wenn es verloren geht!" Aber kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die letzte Verbindung riß und das herrenlos gewordene Fahrzeug wie ein aus dem Käfig entflohener Vogel von dannen schoß. Die Wellen hoben es hoch empor und warfen es auf die Seite, so daß der ganze Inhalt verschüttet wurde. Dann trieb es kieloben stromab und war in wenigen Minuten den Blicken der entsetzten Abenteurer entschwunden.

Für die Ärmsten war das ein ungeheurer Verlust, da sie fast aller Habe beraubt waren. Jetzt war guter Rat teuer. An ein weiteres Vordringen war unter diesen Umständen nicht zu denken. Zum Glück hatten sie die Schießwaffen behalten, die sie mit der erforderlichen Munition bei sich trugen. Kelling hatte zehn, die andern beiden je sechs Patronen im Vorrat. Das einzige Mittel zur Rettung war schleunige Umkehr, und das war ein saures Stück Arbeit; denn nirgends im Urwald gab es gebahnte Wege. Stellenweise mußte jeder Schritt voran mit unsäglichen Mühen erkämpft werden. Um den Verlust der Schuhe zu ersetzen, lösten die Leute von jungen Bäumen große Rindenstücke, schnitten sie mit ihren langen Messern passend und banden sie sich unter die Füße. Ein paar Haselstöcke nahmen sie als Stützen mit.

Das Wandern durch den Urwald war nicht mit der weit bequemeren Fahrt im Boote zu vergleichen. Bei der mangelhaften Fußbekleidung begannen die Füße bald heftig zu schmerzen. Dazu kam, daß die Rinde brüchig wurde und sich zerfaserte. Das dichte Unterholz war mit allerlei Schlingpflanzen durchwuchert, die schrittweise durchhauen werden mußten. Dazu kam die Unebenheit des Bodens, den die Regengüsse zerwühlt hatten. Obwohl der Schweiß den Leuten vom Leibe rann, kamen sie doch nur mit Schneckengeschwindigkeit voran. Daß sie auf diese Weise nicht vor fünf oder sechs Tagen die Ansiedelung der Weißen erreichen würden, war ihnen klar.

Plötzlich stieß Kelling einen Freudenschrei aus, der die andern erstaunt aufhorchen ließ.

„Halt, ich habs!" rief er ihnen zu. „Ich weiß ein Mittel zu unserer Rettung. Wir suchen den Indianerfriedhof auf und wählen uns eins der dort vorhandenen Boote aus. Die alten Herren, die man dort begraben hat, werden uns nicht zürnen und unsern Eingriff nicht als böswilligen Versuch ansehen, ihre Grabesruhe zu stören. Nach meiner Berechnung können wir in zwei Stunden dort sein. Dann gibts eine fröhliche Fahrt stromab."

Warring warf ein: „Wenn die Indianer uns nur dabei nicht ertappen! Dann ists um uns geschehen, und ich möchte nicht in die Hände der erbitterten Rothäute fallen. Ich denke noch daran, was uns Karl Johannsen über die Gebräuche der Umiaks gesagt hat. Lieber im Urwald verhungern, als diesen Bestien in Menschengestalt in die Hände fallen."

Aber Kelling rief aus: „Wir müssen die Sache nur geschickt einfädeln. Ich halte mein Leben eines Rettungsversuchs wohl wert. Wenn ihr nicht mitmachen wollt, so versuche ich die Sache auf eigene Faust. Aber besser ist es, wir bleiben zusammen. Wer weiß, in welchen Jagdgründen die Indianer jetzt umherziehen! Sind wir am Ziel, so vernichten wir das Boot, daß keine Spur übrig bleibt."

Das Verlangen, der Notlage zu entrinnen, beflügelte die Schritte der Wanderer. Noch stand die Sonne nicht in der Mittagshöhe, als der Indianerfriedhof in den Gesichtskreis kam. Nachdem sie sich überzeugt hatten, daß kein menschliches Wesen sich in der Nähe regte, machten sie sich auf die Suche nach einem passenden Boote. Davon gab es allerlei Arten. Den allermeisten war freilich der Boden eingeschlagen, damit kein Unbefugter sie in Gebrauch nehme. Endlich fanden sie auf einem Häuptlingsgrabe ein leichtes wasserdichtes Kanoe, das für drei Mann Raum bot. Es war von auffallender Form, bunt bemalt und vorn mit einem geschnitzten Drachenkopf verziert. Eine geschickte Hand hatte es gefertigt, denn es verriet einen eigenen Kunstgeschmack. Einem andern Grabe entnahm man ein paar Ruder. Auf unterlegten Knüppeln bewegten die drei Männer das Fahrzeug nach

dem Wasser. Als sie sich darin auf dem Wasser schaukeln konnten, brachen sie in Jubel aus. Sie meinten, nunmehr gerettet zu sein.

Aber sie hatten die Rechnung ohne einen stillen Beobachter gemacht, der aus dem Gebüsch des jenseitigen Ufers sie mit glühenden Augen verfolgte. Als sie die Ruder einsetzten, gellte ein unheimlicher Schrei durch die Lüfte, der den Fluß hinauf und hinunter lauten Widerhall fand. Das war das Kriegsgeschrei der Umiaks, die von den Weißen ungesehen sich in der Nähe aufhielten. Aus allen Büschen brachen die wilden rotbraunen Gestalten hervor, die zornig die Waffen schwangen und in allerlei Verwünschungen über den Frevel der Blaßgesichter ausbrachen. Nun galt es für die Flüchtlinge, alle Kraft einzusetzen, da anzunehmen war, daß die Indianer ihre Kanoes zur Verfolgung bereit machen würden. Wohl hatten sie vor den Feinden einen guten Vorsprung, aber was bedeutete dieser, da jene zweifellos leichte Boote von größter Schnelligkeit zur Verfügung hatten, dazu kräftige Ruderer.

Kelling besann sich, daß Karl Johannsen ihm geraten hatte, im Falle der Not sich mehr ans rechte Ufer zu halten und durch drei Schüsse ein Notzeichen zu geben. Danach richtete er sich und beschloß, die letzten Patronen für diesen Hilferuf aufzuheben.

Die erste Stunde verstrich, ohne daß ein Indianerfahrzeug sich blicken ließ. Aber in der zweiten erkannte man unschwer drei Boote mit Verfolgern, die gleich schnellen Raubvögeln über den Wasserspiegel dahinschossen. Jedes hatte etwa sechs bis sieben Leute zur Bemannung, eine Überzahl, die für den Fall eines Kampfes den sichern Untergang der Weißen bedeutete. Dazu kam, daß die Verfolger sich beim Rudern ablösen konnten, während die Verfolgten nicht die geringste Pause in ihren Anstrengungen machen durften.

(Schluß folgt.)

Wochenschau.

Unser öffentliches Leben stand in den letzten Tagen unter dem Eindruck der Wahlen für den gesetzgebenden Landtag (sejm), die am 26. Januar in allen Teilen des neuerwachten Polen stattfanden. Die Beteiligung aller Bewohner des Landes, ohne Unterschied der Nationalität, war bei dieser Stimmabgabe eine erfreulich rege, dies nicht zum geringen Teile vonseiten der Frauen, denen zum ersten Male das freie Stimmrecht zustand. Die Wahlen verliefen allerorts in Ruhe und Besonnenheit, Störungen kamen nur vereinzelt vor. Ein endgültiges Wahlergebnis lag bei Drucklegung unseres Blattes noch nicht vor.

Entgegen allen Verständigungsversuchen kam es zwischen den in der Provinz Posen sich befehdenden Deutschen und Polen leider noch zu keiner Waffenruhe; immer wieder werden feindliche Unternehmungen der einen oder anderen Gruppe gemeldet. Sowohl von deutscher wie auch von polnischer Seite sind in Angelegenheit dieser östlichen Gebiete Deutschlands an die Ententemächte Vorstellungen [illegible]ngen, die zur Folge hatten, daß die in Paris tagende Friedenskonferenz dieser Frage nähertrat, und mit Rücksicht darauf, daß heute mehrere der befreiten Völkerschaften erbittert um ihre Grenzen kämpfen, die nachstehende, von Wilson verfaßte Erklärung erließ:

„Die auf der Konferenz zum Zwecke der Schaffung eines dauernden Friedens zwischen den Völkern versammelten Regierungen waren äußerst betroffen von den Nachrichten, die aus verschiedenen Teilen Europas und dem Osten eingingen, wonach mehrfach Gewalt angewandt wurde, um Gebiete zu besetzen, über deren rechtliche Zugehörigkeit die Entscheidung erst auf der Friedenskonferenz fallen soll. Sie erklären, daß jegliches mit Gewalt eroberte Gebiet demjenigen den größten Schaden bringen wird, der solche Mittel anwandte. Diejenigen, die Gewalt brauchen, rufen den Verdacht hervor, daß sie an der Gerechtigkeit ihrer Forderungen zweifeln und den Rechtsgrund durch Inbesitznahme ersetzen und ihre Souveränität eher auf Übermacht als auf nationale Verwandtschaft stützen wollen. Dies schadet allen Rechtsansprüchen, die sie später erheben können. Wenn sie Gerechtigkeit wünschen, müssen sie sich von Gewalttaten lossagen und ihre Ansprüche in die Hände der Friedenskonferenz legen."

Bei Erörterung der polnischen Frage entschied sich ferner die Friedenskonferenz dahin, daß die Hilfe der Ententemächte bei einem bolschewistischen Einfall in der Lieferung von Kriegsmaterial, Munition und Lebensmitteln bestünde, auch wurde eine Kommission aus je zwei Vertretern der Alliierten ernannt, die sich nach Polen begeben wird. — Im südlichen Teil Schlesiens führen polnische Truppen einen heftigen Kampf gegen das unmäßige Eroberungsverlangen der Tschechen, die auch den polnischen Teil der Provinz für sich beanspruchen wollen. — Die Beschießung Lembergs durch die Ukrainer hält noch weiter an und fordert unter der Bevölkerung große Opfer.

In Deutschland sind die Wahlen für die konstituierende Nationalversammlung beendet; am 6. Februar findet deren Eröffnung in Weimar statt. Die Nationalversammlung hat eine sozialistische Mehrheit erhalten. Sie wird den Zweck haben, eine provisorische Regierung zu schaffen, der es obliegt, die neue deutsche Reichsverfassung zu beschließen. In vielen Kreisen Deutschlands erhebt sich viel Unmut darüber, das man als Ort der Tagung nicht die Hauptstadt ausersehen habe. — Die Alliierten gaben ihren Entschluß kund, Deutschland in Anbetracht der dort herrschenden Hungersnot nunmehr mit Lebensmitteln versehen zu wollen, zu welchem Zweck alle deutschen Handelsschiffe zur Verfügung stehen müßten. Größere Mengen von Lebensmitteln werden bereits durch das benachbarte Dänemark geliefert. — Die deutsche Regierung protestierte bei der Waffenstillstandskommission gegen die Übergriffe der Besatzungsbehörden, die die deutschen Eisenbahner zwingen, zehn Stunden täglich zu arbeiten, während ihnen die Revolution den achtstündigen Arbeitstag brachte.

Die Pariser Friedensverhandlungen lassen das Bestreben Frankreichs erkennen, die ihm durch den Sieg gewordenen Vorteile im weitesten Maße auszunützen. So verlautet, daß Generalfeldmarschall Foch dafür Stimmung zu machen sucht, daß der Rhein als Deutschlands Grenze bestimmt werde, auch läßt Verschiedenes darauf deuten, daß die französische Regierung eine deutschlandfeindliche imperialistische russische Regierung begünstigen würde. Auf einen Vorschlag Wilsons hin wurde Rußland zur Entsendung von Vertretern für die Friedenskonferenz eingeladen.

In Portugal, das vor einigen Jahren zur Republik ausgerufen wurde, ist jetzt ein Bewegung im Gange, die die Wiederaufrichtung des Königreichs zum Ziele hat.

—nn.

Verantwortlicher Herausgeber und Schriftleiter: Gustav Ewald, Lodz. Druck: Gebr. Smolarski, Petrikauer Str. Nr. 44